



[Nachdruck verboten.]

Auf Grünweide.

Roman v. G. Palmé-Bayren.

XXVI.

24)

„Alice, Mama wünscht Ruhe. Du sollst das Springen auf dem Korridor lassen.“

„Großpapa hat es erlaubt, Minna.“

„Wenn auch. Du gehst sofort in's Kinderzimmer.“

„Da ist es langweilig und draußen regnet es, und hier kann ich mit dem Philar so wunderschön umherrennen.“

„Na, meinnetwegen.“ und Minna ging, gleichgültig die Achseln zuckend, an ihr Bügelbrett.

Die kleine Mädchengestalt jagte hell auffauchend mit dem großen, schwarzen Neufundländer wieder den Gang hinunter. Gleich darauf öffnete sich die Thür von Hermines's Zimmer, sie selbst trat auf die Schwelle.

„Du wirst thun, was Dir befohlen ist,“ sprach sie mit harter Stimme.

„Großpapa hat es erlaubt,“ schmollte die Kleine wieder, indem sie vor der Mutter stehen blieb und den weißen Arm um den Hals des großen Hundes schlang.

„Das gilt gleich, bist Du Großpapa's Kind?“

„Ja, sein liebes Kind.“

Herminie lächelte spöttisch. Dann zog sie die Stirn kraus.

„Thu, was ich Dir gesagt.“

„Bitte, Mama, erlaub' es,“ schmeichelte die Kleine mit den freundlichsten Mienen.

„Ganz gewiß nicht, da Du auf Großpapas Erlaubniß tropest.“

Das Antlitz des Kindes verdüsterte sich. Es hatte eine Natur, die willig lenksam war, sobald Liebe und Sanftmuth darauf einzuwirken strebten, harte Strenge forderte stets seinen ganzen Trotz und Eigenwillen heraus. Jetzt mit dem dunkeln, zornigen Strahl der schwarzen Augen und dem trotzig energischen Zug um den kleinen, purpurnen Mund sah das Antlitz frappirend schön und interessant aus.

„Ich wollt', ich hätte keine Mama, nur einen Großpapa,“ stieß es heftig hervor.

„Das glaub' ich, man läßt sich lieber verziehen, als erziehen,“ entgegnete Herminie gereizt.

Sie wurde unterbrochen.

„Die Chaise von Grünweide hält vor der Thür, Frau Landrath,“ meldete Minna.

„O, Antel Reimer,“ meinte das Kind und wollte, seinen Unwillend vergessend, fröhlich davon eilen.

„Du bleibst hier,“ rief Herminie mit leiser trockener Stimme und ergriff unanft den zarten Kinderarm.

Einem Augenblick verhartete sie mit klopfenden Pulsen in anstößender Stellung. Ihr Blick haftete dabei auf dem dunklen Lockenkopf des Kindes, auf jener Stelle, wo unbarmerzig die Schere eine häßliche Lücke geschnitten.

„Es ist das alte Fräulein Annette,“ kam Minna berichtserstattend zurück.

„So eile Dich, sie hereinzuführen,“ bemerkte die Hausherrin und langsam lösten sich ihre Finger von der Kleinen und aufathmend richtete das verschörte Antlitz auf.

Mehrere Wochen waren seit dem Brande auf Grünweide vergangen. Durch das Eingeständniß des endlich eingefangenen Flüchtling's war in der That eine Brandstiftung konstatiert. Verhöre und Gerichtsverhandlungen waren erfolgt, nun harnte der Verbrecher im Kreisgerichtesgefängniß seiner Verurtheilung entgegen.

gegen. Dessen Familie war fortgezogen. Auf Grünweide hatte man eifrig mit den Neubauten der zerstörten und beschädigten Gebäude begonnen. — Obgleich diese Vorarbeiten der Landrathin Veranlassung zu einem Besuche daselbst gegeben hätten, um damit die seit jener erregten Szene mit Reimer beobachtete Zurückgezogenheit zu brechen, so beharrte sie dennoch darin, schügte zur Motivirung derselben allerlei körperliche Unpäßlichkeiten vor und hatte dadurch von den Vorgängen auf Grünweide, von dem sie lebhaft interessirenden Verlobungsprojekt Marietta's, von dem Brande, seinen Ursachen und Folgen, nur schriftliche oder durch ihren Vater übermittelte, sehr flüchtig gehaltene Nachrichten erhalten, denn auch Marietta beobachtete eine seltene Zurückgezogenheit und Verschlossenheit. Dies und der verlängerte Besuch des jungen Mädchens, der immer wieder Aufschub erhielt, erweckte in ihr wieder alle jene quälendsten Vermuthungen, die früher in einer unfruchtbareren Eifersucht, jetzt, nachdem sich ihre Leidenschaft durch die erlittene Niederlage und Demüthigung in unauslöschlichen Haß gewandelt, in heißem Nachgefühl wurzelten.

Der Besuch des alten Fräuleins versetzte sie in höchste Spannung, sie ahnte mit Recht, daß besondere Bewandnisse dieselbe zu ihr führten, denn Annette verließ selten und ungern ihre Wohnung. Es gehörte die immer geübte Selbstbeherrschung dieser Frau von Welt dazu, auch jetzt, wo ihr unzählige Fragen auf den Lippen brannten, die gewohnte lächelnde Ruhe zu zeigen.

Nach der ersten lebhaften Begrüßung Beider sagte Annette:

„Ich hab's nicht glauben wollen, daß wirklich Ihr Befinden Sie am Kommen hindert, aber —“ sie blickte forschend theilnehmend der jungen Frau ins Gesicht, — „jetzt sehe ich es, Sie sind leidend, meine Liebe.“

Herminie erröthete. Ihr Angesicht hatte in der That etwas von der früheren Frische verloren, ein blauer Schimmer unter den Augen und die ausgeprägteren Züge ließen sie älter, ernster, ja leidend erscheinen.

Der theilnehmende Ton der alten Dame aber reizte sie; Mitleid wollte sie nicht. Mitleid um keinen Preis! Nun, da sie für die verloren gegebene Sache keiner Fürsprecherin bedurfte, spürte sie plötzlich Lust, dem alten Fräulein die Meinung zu nehmen, ihre Empfindungen für den Nessen seien niemals mehr als eine flüchtige Neigung gewesen. Dadurch entging sie nicht allein allen mitleidigen Regungen und Mienen der alten Damen, es machte dieselben auch offenerziger, vertrauender, und eben jetzt lag ihr viel daran, von allen Vorgängen auf Grünweide genau unterrichtet zu sein, wo sie es selbst nicht mehr aufsuchte und Marietta sich schon zurückhielt.

Zudem befaß sie augenblicklich eine Handhabe für die Erzielung dieses Wunsches, welche die Glaubwürdigkeit ihres Benehmens bestärken mußte, zugleich auch dem Gutsherrn, dessen pietätvolle Diskretion ihr bekannt war, zeigen sollte, wie wenig dauernd und ernst empfunden jene Gefühlsausbrüche gewesen, die ihr ein leidenschaftlicher Moment des Vergessens entlockt.

Sie zeigte auf ein entfaltetes Schreiben auf ihrem Schreibtische und erwiderte:

„Daß ich leidend bin, wie kann es anders sein, theuere Freundin, ich lebe in geistiger Unruhe und Unentschlossenheit. Der Schreiber jenes Briefes, ein hoher Beamter in A., wünscht mich meiner stillen Einsamkeit zu entreißen, mich als Gattin wieder in die laute, bewegte Welt hinauszuführen — doch sprechen wir nicht von meinen Interessen, Sie müssen mir heute recht viel von sich und Ihren Lieben erzählen!“

Dies wurde mit einer Leichtigkeit und Oberflächlichkeit gesprochen, daß Annettes's Erstsaunen darüber fast an Verwirrung grenzte.

„O, Liebste!“ rief sie, „nein, was Sie sagen, lieber
ammel, ja, es kommt oft anders, wie man gewünscht und
erhofft —“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Hermine empfindlich.
„Nun, nun, ich dachte soeben an mich, was ich gewünscht,
— was ich — nun, lassen wir's. Also auch hier Veränderungen!
hier, wie bei uns!“

„Bei Ihnen?“
Hermine legte Hut und Tuch ihres Besuches bei Seite, ihre
Hände zitterten und abgewandten Antlitzes machte sie sich an
einem Schranke zu thun, während sie fast athemlos auf Annetten's
Worte lauschte.

„Ja, meine Liebe, ich komme, um Ihnen mitzutheilen, daß
ich Grünweide auf immer verlasse und mich zum Herbst in mein
Klosterstift zurückziehe.“

„O, da gratulire ich, das war ja von jeher Ihr Wunsch.“
„Freilich, doch nur in Sophien's Begleitung.“
„Ach so, Ihre Schwester bleibt auf Grünweide.“

„Ja.“
„Aber weshalb diese Neuerung?“
Annette räusperte sich und setzte sich in Position.

„Weil Marietta bleibt — vorläufig — auf unbestimmte
Zeit — o, wenn ich sprechen könnte —“

Sie schloß hastig die Lippen, um sich nichts mehr entschlüpfen
zu lassen. Außerdem trat die Jungfer in's Zimmer, ordnete
das Kaffeesebier auf dem Tische und entfernte sich erst, als die
Hausherrin bemerkte, den Kaffee selbst bereiten zu wollen. Sie
that dies in nervöser Hast, nicht wie sonst, mit den ruhig leichten
Bewegungen.

„So wird Marietta mich nicht in's Seebad begleiten, ich
erhielt noch keine Antwort auf mein Anerbieten,“ bemerkte sie
bedauernd.

„Ja, Sie waren so freundlich, Liebste, indessen — dies ist
nicht einzurichten.“

„Ich dachte an Sie, Fräulein Annette; da Sie den Besuch
als eine Last empfinden, wünschte ich Sie davon zu
befreien!“

„Sie liebe, aufmerksame Frau!“
„Haben Sie Marietta von meiner Aufforderung in Kenntniß
gesezt?“

„Nein.“
„Warum nicht?“
„Nun, ein Badeaufenthalt ist sehr kostspielig, meine
Liebe!“

„Die Kosten brauchen bei Marietta Tonelli doch nicht in
Betracht gezogen zu werden.“
Annette seufzte wieder hoch auf.

„Ja, so meinen Sie, indessen —“
„O, ich verstehe. Sie wird den Brandschaden zu ersetzen
und deshalb sich dieses Jahr einzuschränken haben!“
Das alte Fräulein lachte bitter auf.

„Herr Gott, wenn ich sprechen dürfte, wie ich möchte!“
„Warum nicht? Bin ich nicht Ihre verschwiegene Freundin?“
Bitte, Fräulein Annette, trinken Sie,“ die Landrätthin präsentirte
ihr eine Tasse Kaffee, „und reden wir nicht weiter davon, es
könnte Sie schaufrören.“

„Im Gegentheil, eine Aussprache würde mir Erleichterung
schaffen,“ — wieder ertönte ein tiefer Seufzer — „mir ist in-
dessen das Versprechen, zu schweigen, abgezwungen worden!“

„Ah so! ein Versprechen, das darf man nicht brechen.“
„Nein, aber Andeutungen —“
„Gewiß, die darf man machen.“

„Natürlich im Vertrauen.“
„Im tiefsten Vertrauen!“

„Wenn ich Ihnen zum Beispiel sage, daß es Väter
gibt —“

„Ja, ja.“
„Die unverantwortlich leichtsinnig und unbedachtsam in der
Anlegung ihres Vermögens verfahren — unfinnige Testaments-
verfügungen machen —“

„Ich verstehe.“
„Welche nach Ableben derselben, wenn unglückliche Schick-
sale hinzutreten, ihre in verfeinerten Gewohnheiten auferzogenen
Kinder plötzlich bettelarm machen —“

„O, was Sie sagen!“
„Wenn es Freunde giebt, sage ich, die in übertriebener
Pietät gegen Verstorbene sich veranlaßt fühlen, deren Fehler
wieder gut zu machen —“

„O!“

„Durch persönliche Selbstopfer, häusliche Unbequemlichkeiten,
auf Dank und Anerkennung verzichten — aus verkehrten Er-
ziehungsprinzipien ängstlich aus der Wohlthätigkeit ein Ge-
heimniß machen, so —“

„Lieber Gott,“ rief die Landrätthin in ungeheuchteltem Er-
staunen, „die arme Marietta, so ist aus der reichen Erbin plöz-
lich ein ganz armes Mädchen geworden!“

„Aber, Liebe, Sie besitzen eine Kombinationsgabe — ich
wollte ja durchaus nichts verrathen!“

„Beruhigen Sie sich, liebe Freundin, errathen ist's, aber
noch nicht Alles. Vertrauen gegen Vertrauen, Fräulein Annette —“
Hermine schob einen Sessel heran und sich dicht neben sie legend,
sagte sie im vertraulichen Flüster-ton: „Sie sind die Erste, der
ich vorhin meine Herzensangelegenheiten mitgetheilt habe, nun
brauchen Sie sich nicht zu scheuen, mir in geraden Worten aus-
zusprechen, daß Ihnen die Handlungsweise Ihres Neffen auffällig
erscheint, mindestens Ihr Mißtrauen in seine Selbstlosigkeit
weckt!“

(Fortsetzung folgt.)

Musiker in Wald und Feld.*)

Von Dr. Ludwig Staby.

Nach mehreren heißen und schwülen Augusttagen hat endlich
ein Gewitter die so lang ersehnte Abkühlung gebracht und froh-
gemuth verlassen wir die beengenden Zimmer und eilen hinaus
in Wald und Feld, um uns durch einen längeren Spaziergang
zu erquickten. Zwar scheint schon die Sonne wieder recht warm
auf uns herab, aber es weht eine frische köstliche Luft und auf
Baum und Strauch blitzen tausendfach in allen Farben die hellen
Wassertropfen, die letzten Spuren des wohlthätigen Regens, jedoch
wir glauben können, im Frühling oder Vorfrühling zu sein. Doch ehe
wir auf das offene Feld hinauskommen, dessen abgeerntete
Flächen uns deutlicher daran mahnen, merken wir schon vorher,
daß wir uns schon dem Ende des Sommers zuneigen, denn
nirgends oder höchst selten hören wir aus dem Gebüsch oder vom
Feldrain das helle Lied der Vögel erklingen, das vor einigen
Wochen gerade nach einem erquickenden Regen uns überall in
doppelter Frische entgegenschallte. Die kleinen Sänger sind alle ver-
stummt, zur Zeit befinden sie sich in der Mauer, sie wechseln das Ge-
fieder und sitzen stumm und scheu im Dickicht der Bäume und
Sträucher, wenn nicht noch Elternsorgen sie zwingen, unablässig
den hungrigen Mäulern der etwas spät heranwachsenden Jungen
Nahrung zuzutragen. Mit der Blütenpracht des Frühlings ist
auch der Vogelgefang verstummt, aber trotzdem ist es nicht stumm
geworden in Wald und Feld, die Sänger im großen Natur-
konzert sind nur abgetreten, um anderen Künstlern, den Musikern,
Platz zu machen.

Dort jene Wiese ist als Konzertsaal auserkoren, unaufhörlich
ertönt aus ihr ein helles Zirpen und Summen, und wenn wir
näher herantreten, können wir die fleißigen Musikanten, die
Grillen und Heuschrecken in ihrer Thätigkeit beobachten, sie sind
nämlich die thätigsten Mitglieder der Kapelle und wir wollen sie
und ihre Instrumente etwas näher untersuchen. Die Heuschrecken,
unter denen das braune und das grüne Heuschrecken am be-
kanntesten sind, tragen an der Innenseite der Oberseite der
Hinterbeine eine hervorragende Leiste, die unter dem Mikroskop
eine Reihe von ungefähr neunzig äußerst zierlicher, lanzettförmiger
Zähnen aufweist, die wie feine Lanzenspitzen aus der Haut
hervorragen. Mit dieser sogenannten Schrillette streichen nun
die Heuschrecken an den Längsabern der Flügeldecken hin; durch
die rasche Reibung werden die dünnen Flügel in schwirrende
Bewegung gesetzt und erzeugen den schrillenden Ton, genau im
derselben Weise, wie eine etwa durch Streichen in Schwingung
versetzte Violinsaiten. Die Heuschrecken sind also in dem Wiesen-
konzert die Violinspieler und sie haben vor den menschlichen
Geigern noch den Vortheil, daß sie zwei Instrumente
zugleich spielen können, sie geigen mit den Hinterbeinen
an jeder Seite des Körpers, und zwar ziehen sie mit
erstaunlicher Schnelligkeit die langen Hinterbeine, die etwas
lose vom Körper abgehalten werden, herauf und herunter,

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz der im Verlage von Robert
Oppenheim (Gustav Schmidt) in Berlin erscheinenden illustrierten Zeit-
schrift: „Natur und Haus“, die wir hiermit angelegentlich em-
pfehlen. D. Red.



abwechselnd erst das rechte und dann das linke Bein. Die hervorgebrachten Töne sind nun durchaus nicht von einer Höhe und Stärke, sie geigen alle verschieden, und zwar haben die größeren Musikanten einen tieferen Ton als die kleinen, wie man bei gefangenen festgestellt hat. Aber nicht bei allen Heuschrecken ist der Tonapparat auf diese Weise ausgebildet, eine südafrikanische Art z. B. trägt an jeder Seite des Hinterleibes eine kleine, schräg hervorspringende, mit zahlreichen Einschnitten versehene Leiste, gegen welche die Hintersehenel gerieben werden, außerdem ist bei den Männchen, die allein den Tonapparat besitzen, der ganze Leib zu einer großen Blase aufgetrieben und so zu einem vorzüglichen Resonanzboden umgewandelt.

Eine ähnliche Musik wie die Heuschrecken bringen auch die Grillen hervor, aber sie geigen auf ganz andere Weise. Die Feldgrille (*Gryllus campestris*) trägt auf der unteren Seite der Flügeldecken eine Ader, die mit über hundert feinen, erhabenen Querleisten oder Zähnen besetzt ist. Diese sogenannte Schrilleder wird nun mit großer Schnelligkeit quer über eine vorspringende glatte Ader auf der Oberseite des entgegengesetzten Flügels gerieben und erzeugt auf diese Weise den schrillenden Ton, dabei werden zur Verstärkung des Tones beide Flügel etwas in die Höhe gehoben. Mit breit gestellten Beinen, nach unten gebeugtem Vorderkörper und gehobenen Flügeln steht die Feldgrille vor dem Eingang ihrer kleinen Erdwohnung und scheidet die lustigsten Weisen, um ihr Weibchen zu rufen und anzulocken, das selbst stumm ist. Mit demselben Instrumente wie die Feldgrille ist ihre nahe Verwandte, die Hausgrille oder das Heimchen, ausgerüstet, und das Konzert, das wir an ruhigen Sommerabenden in alten Häusern von der warmen Herdewand ertönen hören, wird von dem Heimchen auf dieselbe Weise hervorgebracht.

Lauter als bei uns ertönen im Süden unseres Erdtheils, sowie in den Tropenländern die Naturkonzerte, hier tritt an die Stelle der Heuschrecke die Sitabe, auch Singcitabe genannt, die, wie heute noch bei den Chinesen, früher bei den alten Griechen ihres Selanges wegen häufig in Käfigen gehalten wurde; sie stand in so hohem Ansehen, daß sie vielfach in Gedichten verherrlicht wurde, Anacreon widmet ihr sogar eine ganze Ode, in welcher er das Glück und die Gesangkunst der Sitaden besingt. Die Sitabe ist aber kein Geiger, sondern sie bedient sich kleiner Baufen. Die etwa maikäfergroßen Thiere haben nämlich am Anfang des Hinterleibes eine kleine, kugelige Höhlung, über die eine zarte Haut, ein Trommelfell, gespannt ist, das durch einen Muskel in Bewegung gesetzt wird und wie eine kleine Kesselpaule klingt, allerdings wegen der Winzigkeit des Instruments in sehr hohem Tone, der aber trotzdem ziemlich laut und weit zu hören ist. Bei uns haben wir auch Gelegenheit, zwar keinen Baufen, aber einen Trommler unter den Insekten zu hören, ich meine den Trostkopf oder Klopfkäfer. Gewiß hat mancher Leser schon Abends oder in der Stille der Nacht plötzlich im Zimmer ein regelmäßiges Klopfen, etwa wie das Ticken einer Uhr, gehört. Dieses Geräusch rührt von dem Klopfkäfer her, dem abergläubige Leute den Namen „Tobtenuhr“ gegeben haben, da sie in dem Wahn waren, er zeige durch sein Klopfen die letzte Stunde eines Menschen, etwa eines Kranken in dem betreffenden Hause, an. Der Käfer klopft aber nur, um andere Genossen, vor Allem sein Weibchen, herbeizulocken. Wenn man den Ton dadurch nachahmt, daß man mit einem spitzen Gegenstand gegen den Tisch stößt, so antwortet der Käfer häufig sofort durch wiederholtes Klopfen, welches er dadurch hervorbringt, daß er Fühler und Vorderbeine etwas anzieht und mit dem Kopf und dem vorderen Theile des Halschildes gegen den Boden schlägt.

Manche Käfer geben, wenn man sie ansaht, einen Ton von sich, wie man sehr gut an dem großen Zimmerbock, der manchmal mit dem Bauholz in die Häuser gelangt, beobachten kann. Sie reiben den harten, hinteren Theil des Vorderrückens an dem kurzen, in ihn eingeschobenen des Mittelrückens und erzeugen dadurch einen knarrenden Laut. Unser großer, allerdings ziemlich seltener Nachtschmetterling, der „Tobtenkopf“, giebt einen pfeifenden Ton von sich, wenn man ihn ansaht, er stößt durch eine enge Spalte im Rückenflügel aus seinem luftangefüllten Saugmagaz heraus, wodurch der pfeifende Ton entsteht. Offenbar geben diese Thiere die Töne von sich, um etwaige Angreifer abzuschrecken.

Kehren wir nun wieder zu dem großen Musikfeste zurück, das an schönen Sommertagen auf jeder Wiese, jedem Tage gefeiert wird, so finden wir außer den Heuschrecken und Grillen noch die summenden Bienen, Wespen, Hornissen, Fliegen und Mücken am Platze, um die Musikkapelle vollzählig zu machen. Sie brummen und summen in allen Tonarten, die trotzdem

ziemlich bekannt sind, denn wohl Jeder kennt das Murmeln einer hin- und herfliegenden Wespe und ebenso den in hohen Tönen gehaltenen, durchaus keine angenehmen Empfindungen erweckenden Gesang eines Mückenschwarmes.

Alle diese verschiedenen Stimmen werden zum größten Theil durch die heftig schwingende Bewegung der Flügel hervorgebracht, die ähnlich den Zinken einer Stimmgabel tönen. Die Fliegen und Mücken haben außerdem hinter den Flügeln noch kleine Anhängseln, die sogenannten Schwingkolben, kleine gestielte Köpfehen, die durch die Bewegung der Flügel mitschwingen und den Ton erzeugen oder verstärken. Wahrscheinlich werden die ganz hohen Töne der Mücken durch die Schwingkolben allein hervorgebracht. Daß die Stärke und Höhe des Tones von der Größe des Thieres abhängig ist, braucht nicht näher hervorgehoben zu werden. Bei den Hummeln, Bienen, Fliegen und ihren Verwandten kommen bei den musikalischen Leistungen außer der Flügelbewegung noch einige in der Brust liegende Luströhren in Betracht, an deren Ausgang kleine blattförmige Chitinplättchen hängen, die durch die ausströmende Luft in tönende Bewegung gesetzt werden.

All das Gesumme, das Brummen und Surren dient auch bei diesen Insekten offenbar nur dazu, sich bemerklich zu machen, sich gegenseitig zu rufen und zu locken. Haben z. B. mehrere Fliegen einen guten Futterplatz gefunden, so rufen sie durch ihr Gesumme immer mehr Kameraden herbei, um sie auch an dem Mahle theilnehmen zu lassen. Einst sah ich an einem warmen Maiaabend unzählige Maikäfer von allen Seiten sämmtlich in gerader Richtung einem tiefer gelegenen Wäldchen zufliegen, das sie sicher nicht sehen konnten, dessen Vorhandensein aber trotz ziemlicher Entfernung durch das Gesumme einer ungeheuren Menge von Maikäfern verrathen wurde, die in großen Massen alle Bäume bebedekten. Der Maikäfer bringt übrigens, wie Landois nachgewiesen hat, den bekannten Brummtton dadurch hervor, daß er durch heftiges Auf- und Niederbewegen des Leibes Luft in die Athmungsorgane aus- und einpumpt. Die zusammengepreßte Luft setzt nun beim Vorbeistreichen die Zunge des Tracheenverschlusses in vibrirende Bewegung und dadurch entsteht der Ton. Durch das Summen herbeigerufen, finden sich auch die Mückenschwärme zusammen, die durch den steten Zug oft zu einem Umfang anwachsen können, der ihre Flüge als Wolke erscheinen läßt.

Die Musik der Insekten steht in einer Beziehung in gewissem Gegenatz zu dem Gesang der Vögel, denn dieser ist Vokalmusik, während die Insekten alle Instrumentalmusik ausüben, der Zweck beider ist aber derselbe, denn wie der Vogel durch seinen Gesang sein Weibchen herbeilockt, es ruft, unterhält und vergnügt, so dienen auch den Insekten die Töne dazu, sich zu rufen, zu verständigen und zu unterhalten. Wie bei den Vögeln das Weibchen nicht sangestundig ist, so sind auch bei den musizierenden Insekten die Weibchen stumm, was den alten griechischen Dichter Xenarchos zu dem Ausspruche veranlaßte: „Glücklich leben die Sitaden, denn sie haben stumme Weiber.“

Wollen wir uns einmal von der Musik der Insekten ein richtiges Bild machen, dann wandern wir an einem sonnigen Tage zu einer blumigen Wiese, dort haben wir das ganze Orchester zusammen: auf dem Boden, an den Halmen, in der Luft scheidet, zirpt, schnarrt und brummt es in allen Tonarten und wir stimmen sicherlich der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff bei, die in ihren lebensvollen Heidebildern die Insektenmusik so trefflich schildert:

„Da krummelt, wimmelt es im Heidegezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streichet an des Laues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnarrt,
Die Mücke schleift behend die Silberzwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Distant und auch Tenor die Fliege surrt,
Und immer mehrend ihren werthen Gurt,
Die reiche Raze um des Leibes Mitten,
Ist als Bassist die Biene eingeschritten.
Schwerfällig hockend in der Blüthe, rummeln
Die Kontraviolen, die tragen Hummeln.
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musizirt aus grüner Heide hervor.“

...theiten,
...en Gr-
...in Ge-
...em Gr-
...n plög-
...- ich
...s, aber
...ette—
...legend,
...ite, der
...be, nun
...en aus-
...uffällig
...bsilofig-
...*)
...endlich
...nd froh-
...hinaus
...tergang
...t warm
...nd auf
...e hellen
...s, sodas
...Doch ehe
...vertrite
...vorher,
...den
...der vom
...einigen
...erall in
...alle ver-
...das Ge-
...me und
...ablässig
...Jungen
...ings ist
...stumm
...Natur-
...usikern,
...hörtlich
...nn wir
...en, die
...sie sind
...llen sie
...brechen,
...am be-
...tel der
...mikroskop
...ormiger
...r Haut
...en nun
...durch
...irrende
...mau in
...ingung
...Wiesens-
...chlichen
...umente
...rbeinen
...ie mit
...etwas
...runter,
...Robert
...en Zeit
...st em-

Allerlei.

Korsets, Chignons und — Kahlföpfigkeit. Bismarcks berühmter gewordener ärztlicher Berater, Professor Schwening er, hat sich vor Kurzem dem Berliner Publikum in einer völlig neuen Rolle als Konferenzier gezeigt. Er ließ das Publikum Fragen über allerhand medizinische Thematika stellen und antwortete in völlig zwanziger Art. Für unsere Damen wird es von besonderem Interesse sein, wie Schwening er über das — Korset denkt. Nun, er ist ein offener Gegner dieses modischen Marter-instruments und hat wiederholt schon dagegen Stellung genommen. Diesmal sagte Schwening er: „Die Damen glauben immer, mich beruhigen zu können, wenn sie mir sagen: „Ich schnüre mich ja gar nicht sehr!“ Aber es kommt nicht auf das Schnüren an, sondern darauf, daß über die mehr oder minder wichtigen Organe ein Panzer gelegt wird zu einer Zeit, wo die Organe sich noch nicht völlig entwickelt haben. Hat man den Panzer angelegt, dann stopft man in diese Röhre alles mögliche Essen und Trinken hinein, das Blut wird aus dieser Röhre, in der die wichtigsten Verdauungsarbeiten sich vollziehen sollen, herausgedrückt und eine richtige Ernährung wird unmöglich gemacht. Ich möchte aber auf ein paar andere Dinge kommen, die gar nicht recht berücksichtigt werden, weil unsere unbedächtigen Menschen so häufig Alles, was modern ist, verwenden und dabei hoffen, für sie werde der Nachtheil nicht so groß sein. Ich glaube, daß die Korsets die Erfindung buckiger Weiber sind. Und die Chignons? Die Damen erfreuen sich im Allgemeinen im Vergleich mit uns Männern immer noch eines verhältnißmäßig guten Haarwuchses. Aber das hat ihnen auch nicht genügt. Die Geschichte des Chignons ist natürlich darauf zurückzuführen, daß einzelne Weiber, die ihre Haare verloren hatten, diese Chignons anlegten. Sofort kamen sie von Paris zu uns und blieben in der Mode — bis sie auf einmal verschwunden sind. Man kann leicht feststellen, daß die Chignons da angewandt wurden, wo bei Frauen die Haarlosigkeit große Dimensionen angenommen hatte. Diefelbe suchte man durch Chignons zu verdecken. Bald aber zeigte sich bei den anderen Frauen, die ohne diesen Mangel die Chignons angelegt hatten, nicht nur Haarlosigkeit, sondern es wurden auch graue Haare sichtbar — was die Damen auch nicht gern haben.“ — Ausgezeichnet ist die Bemerkung Schwening ers: „Wie schade, daß da, wo man die Korsets trägt, sich nicht — Fühneraugen zeigen! Ich glaube, daß wir dann wohl die Korsets wegrächten! Am Schlusse seiner Konferenz beantwortete Professor Schwening er noch eine Reihe von Fragen über die Kahlföpfigkeit u. A. Darüber, daß den Männern weit mehr die Haare ansgehen, als den Frauen, sagte Schwening er: „Der Unterschied kommt nicht etwa, wie stolze Herren behaupten, daher, daß die Männer mehr studiren und mit dem Kopfe arbeiten. Ich habe Frauen kennen gelernt, die ebenso viel mit dem Kopfe arbeiten — und noch ergiebiger — und trotzdem sind ihnen die Haare nicht ausgegangen. Und bei Männern, die sehr wenig mit dem Kopfe gearbeitet hatten, fand ich recht oft die kahlfsten Platten. Also damit hat es jedenfalls nichts zu thun. Schwening er führt die Kahlföpfigkeit bei den Männern auf zu vieles Haarschneiden und auf die Lustdichtigkeit der Herrenhüte zurück. Damen trügen von frühester Jugend an lange Haare und leichte durchaus nicht luftdichte Hüte.“

Ein frohes Stück der türkischen Seeräuber. Die türkischen Piraten, welche in den Gewässern des Archipels seit längerer Zeit zwischen den Inseln Chios und Psara kreuzen, sind im Besitze einer kleinen, kaum zehn Meter langen, aber sehr leicht und flott gebauten Brigg, deren Konstruktion von den der anderen in den griechisch-türkischen Gewässern kursirenden Briggs durch keinerlei hervorstechende Eigentümlichkeiten sich unterscheidet. Am 18. Juli legten sich nun die türkischen Piraten in der südöstlichen Bucht der Insel Psara in den Hinterhalt und erwarteten den am nächsten Abend eintreffenden Segler „Gromissa“ der griechischen Firma Petridakis in Kasiron, welcher eine Ladung Feigen und Zitronen nach Konstantinopel geführt hatte und nun mit dem Baareisid, sowie mit einer Ladung Mehl und Bretter nach Kasiron zurückkehrte. Der Segler langte gegen Mitternacht in der Nähe von Psara an und wurde von den Piraten auf offener See überfallen. Der Kapitän des Seglers, ein alter Grieche, der in seinem vielbewegten Leben gar manches gefahrvolle Abenteuer zur See erlebt hatte, jedoch mit Piraten und ähnlichem Raubgefindel noch nie in Berührung gekommen war, gab, als er zu seiner Verfürung die mit offenem Munde Behendigkeit an Bord des Seglers kletternden Piraten erblickte, das Kommando: „Zu den Waffen!“ — Sofort inattierten mehrere Schiffe; die Revolverfalsen durchdröhnten die Luft in mitternächtlicher Stille, und zwei Matrosen des Seglers, sowie ein Pirat stürzten hierbei zu Boden. Nach kurzem Kampfe, in dem noch zwei Seeräuber fielen, wurden der Kapitän und die am Leben ge-

bliebenen sechs Matrosen von den ihnen an Zahl dreifach überlegenen Piraten überwältigt. Nachdem die ganze Mannschaft gefesselt worden, erzwangen die Banditen vom Kapitän durch wiederholtes Weitschreien auf die Fusthohlen (eine echt türkische Brutalität!) die Herausgabe des an Bord befindlichen Geldes, der stattdessen Summe von 26 000 Pistolen. Nachdem die Piraten auch noch zwei Säcke Mehl mitgeschleppt hatten, zogen sie die Segel ihrer Brigg auf und waren nach Verlauf weniger Minuten aus dem Gesichtskreis der Griechen verschwunden. Letzteren gelang es erst nach längeren Strengungen, sich ihrer Fesseln zu entledigen; bei ihrem Einlaufen in den Hafen von Kasiron wurde dem Kapitän von dem räuberischen Ueberfall Mittheilung gemacht. Er ließ daraufhin nach allen Richtungen der Windrose telegraphiren, um die türkischen Behörden auf die Piraten aufmerksam zu machen. Bis heute ist es den Behörden noch nicht gelungen, die Piraten dingfest zu machen; man wird ihrer auch schwerlich habhaft werden.

Liga zur Wiederbelebung des Heidenthums. In der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ lesen wir: Die in Paris gegründete „Liga zur Wiederbelebung des Heidenthums“ scheint allmählich festerer Gestalt anzunehmen. Sie hat den „Don Juan“, ein sehr galantes Pariser Wochenblatt, zu ihrem Organ genommen; in seinem Bureau ist ihr Sitz. In einem Aufruf sagt sie, das Leben, welches die ewigen Götter zu Freude und Glanz geschafften, frante seit achtzehn Jahrhunderten dahin. Die christliche Aelste habe die Schönheit aus der Welt verbannt und die Erde in ein Jammerthal verwandelt. Nur eine Rückkehr zu den Göttern der alten Welt könne die Menschheit retten. Die Erinnerung an sie habe sich bei den Künstlern immer erhalten, unter den freien Geistern sei der Kultus der heidnischen Götter nie ganz gestorben. Man möge nur wieder die Saturnalien, die Bacchanalien und Panathenäen an Stelle der düsteren, mythischen Kirchenfeste setzen, und Freude und Schönheit würden wieder in die Welt kommen. Die Menschen würden das Leben dann nicht mehr als trübelige Durchgangssituation verachten, sondern andächtig als lothbares Geschenk gütiger Mächte verehren; sie würden glücklich und dadurch auch gut werden, die Liebe würde herrschen und so würde sich das Ideal der Verbrüderung aller Nationen und des ewigen Friedens verwirklichen. Darum möchten alle Gutgefinnten sich der Liga anschließen und in ihren Kreisen Propaganda dafür machen. Weitere Nummern berichten von den gehässigen, wüthenden Angriffen, die diese Publikation ihrem Verfasser René Emery seitens der kirchlichen Blätter eingetragen. Auch wird die Veröffentlichung von Zuschriften in Aussicht gestellt, die der Liga von hervorragenden Literaten, wie: Aurelien Scholl, Jean Richerin, Jean Lortain, Marcel Bréviat u. A. zugegangen sind. — Man irrt eben nicht, wenn man behauptet, daß in Paris der Blödsinn epidemisch auftritt.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Die Pflanze.** Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Dr. Ferdinand Cohn, Professor an der Universität Breslau. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage mit zahlreichen Illustrationen. Erscheint in 12 bis 13 Lieferungen zum Preise von je 1,50 Mk. in F. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau. Der als einer der tüchtigsten Vertreter der botanischen Wissenschaft bekannte Verfasser wendet sich mit dem vorliegenden Werke nicht an die Fachgelehrten allein, sondern an den weiten Kreis aller Gebildeten, deren Geist und Gemüth es erlaubt, sich in die Wunder der göttlichen Schöpfung innig zu versenken und selbst aus der Betrachtung des Kleinen und Unscheinbaren Liebe für die Natur, ihre Geheimnisse und Offenbarungen zu schöpfen. Den reichen Inhalt des Werkes bezeichnen die Ueberschriften der 19 Vorträge:

Botanische Probleme. — Lebensfragen. — Goethe als Botaniker. — Jean Jacques Rousseau als Botaniker. — Der Jellenstaat. — Licht und Leben. — Der Pflanzenkalender. — Vom Pol zum Aequator. — Vom Meerespiegel zum ewigen Schnee. — Was sich der Wald erzählt. — Weinstock und Wein. — Die Rose. — Die Orchideen. — Insektenfressende Pflanzen. — Botanische Studien am Meeresstrande. — Die Welt im Wassertropfen. — Die Bakterien. — Unsichtbare Feinde. — Die Gurken in alter und neuer Zeit.

Jeder der Vorträge bildet ein abgerundetes Ganze, ohne doch des inneren Zusammenhanges mit den anderen zu entbehren. Was uns aber aus jeder Zeile so wunderbar anmutet, das ist die feine Stimmung und der zarte Hauch einer echten Poesie, die über die Schilderungen gebreitet ist. Der Verfasser, von seinem Gegenstand begeistert, versteht auch den Leser zu begeistern und hinzureißen. Mit der Treue und Wahrhaftigkeit der Darstellung verbindet er eine Farbenfrische des Stils und der Bilder, die entzückt. Es ist ein tief und reich gebildeter, schönheitsdurftiger Geist, der uns auf seine Pfade mitzunehmen versucht, und es gelingt ihm, indem er Wahrheit bietet im Gewande der Schönheit, uns bis zur letzten Zeile anzuziehen und zu fesseln, ja uns selbst zu erfüllen mit der erhabenen und edlen Anschauung, die ihm eigen ist. Das Werk ist ein wahrer Schatz auf dem Gebiete der populären Pflanzenkunde und die rühmlichst bekannte Verlagshandlung hat es vortrefflich verstanden, dem Inhalte die äußere Hülle würdig anzupassen.

v. R.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlaa von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.